

Federnschleißen im Weinlande

Die Orte des Weinviertels mit den vielen Bächen, Teichen und Vorfängern sind reich an Gänsen, die schon in alter Zeit gerne aufgezogen und gehalten wurden. Nach einer witzigen Volkssage gab es zur Zeit Christi im Marchgebiete große Scharen dieser Tiere, so daß der Herr, als er mit den Aposteln hier durchwanderte, ganz erstaunt war; dabei sah man gar keine Bewohner in dieser fruchtbaren Gegend, was die Jünger veranlaßte, den Herrn zu bitten, ein Wunder zu wirken; da soll er zu den vielen Kothäufeln, die überall herumlagen, gesagt haben: „Steht auf, ihr Krummen und Groaden!“ Und siehe! Es kam Leben in den Gänsekot; die Häufeln dehnten sich und streckten sich, wurden größer, stellten sich auf und nahmen eine menschliche Gestalt an. Die Krummen waren die Deutschen und die Groaden die Kroaten. Beide befaßten sich mit der Gänsezucht; denn im Weinland will man zum Wein einen Gänsebraten und zum Schlafen ein warmes weiches Federbett haben.

Obwohl die Bauern große Gänsescharen halten, hat man vor 60 Jahren von Händlern noch einige Stück gekauft, wenn sie im Herbst mit Hunderten dieser Tiere von Dorf zu Dorf zogen. Sehr geschickt wußten diese Hausierer das gewünschte Stück mit dem Gehstock herauszufangen.

Die Federn der geschlachteten Gänse gab die Bäuerin in einen Sack, der auf dem Dachboden aufbewahrt wurde, wo es recht luftig war. Die eigenen Gänse hatte sie im Hochsommer gerupft, so daß sie eine große Menge Federn besaß, die im Winter geschlissen wurden. Das Federnschleißen war eine Arbeit für die langen Winterabende. Da ist Haus und Hof eingeschneit, die Feldarbeit ruht, die Leute verrichten einige häusliche Arbeiten und um 4 Uhr ist es schon dunkel.

Federnschleißen ist eine Gemeinschaftsarbeit, zu der in erster Linie Frauen und Mädchen eingeladen werden, die auch bei der Lese und beim Kukuruzauslösen mitgeholfen haben. Der große Familientisch, die anerkannte Stätte der patriarchalischen Hofgemeinschaft, ist seit alter Zeit der Platz des Federnschleißens. Alle kommen herbei, die dazu aufgefordert werden; denn sie wollen neben der Arbeit einige Stunden des Frohsinns und der Zerstreuung haben. Das einsame Dorf bietet ja dem weiblichen Geschlecht wenig Unterhaltung und die Jugend will doch auch lustig sein und das Leben genießen. Die Seele dieses Gemeinschaftsgeistes ist die Bäuerin selbst, die immer die gemütvollste Seite des bäuerlichen Lebens pflegte und hegte. Sie gibt dem Hofe den Sonnenschein und die innere Wärme, sie pflegt alte Sitten und hält an dem Brauchtum fest, das eine wichtige Stütze der Bauern- und Dorfkultur ist. Wohl dem Bauernhofe, wo noch so ein Geist waltet, der an ererbter Sitte festhält!

Das Nachtmahl ist vorüber. Schnell wird das Geschirr weggeräumt, der Tisch abgetrocknet, Bänke und Stühle herbeigeholt und noch ein oder zwei knorrige „Murer“ (ausgehackte Weinstöcke) in den großen Küchenherd geschoben. Da poltern schon die ersten Gäste im Vorhaus, beuteln den Schnee von den Kleidern und treten in die behaglich durchwärmte Küche. Sie reiben die erstarrten Hände, legen die Kleider ab und setzen sich zum alten Familientisch. Es fehlt jede Rangordnung, doch setzt sich Jugend zu Jugend und die Alten bevorzugen die Ofennähe. Der Bauer sitzt seitwärts und raucht gemütlich seine Pfeife, aber er arbeitet nicht mit; denn Männerhände taugen nicht zum Federnschleißen.

Die Hausfrau hat schon am Nachmittag die Federn vom Dachboden geholt, damit sie warm werden. Jetzt öffnet sie den Sack und türmt einen ganzen Berg auf dem Tisch auf. Die Lampe steht auf einem sicheren Platz und erhellt den Arbeitskreis der Frauen, die gleich zugreifen. Jede nimmt

eine Faust voll Federn, faßt eine bei der Spitze, reißt rechts und links die „Fahne“ herab und legt diese auf ein Häuferl vor sich hin, während die Kiele unter den Tisch geworfen werden. Anfangs ist es still und ruhig, da sich jeder in die ungewohnte Arbeit erst hineinfinden muß. Gar bald beginnt die Unterhaltung, zuerst langsam und stockend, dann aber kommt sie in Fluß. Da werden die letzten Dorfereignisse besprochen; wer geheiratet hat, wer im Sterben liegt, wo der Storch einkehren wird, wer schwer krank ist und in das Spital nach Mistelbach muß. Ein Wort gibt das andere, die Unterhaltung reißt nicht ab, da jeder etwas weiß. In einem Dorf ereignet sich nicht viel. Dafür spricht man gern über die Familien, ihre Schulden, ihr Vermögen und über ihre Ahnen. Da wird manchem ordentlich „der Buckel gewaschen, so daß er kein Bad braucht“; die Liebespaare werden gründlich durchgehechelt.

Plötzlich geht die Tür auf und ein oder zwei Burschen treten zaghaft ein; sie kommen nicht als Mitarbeiter, sondern zur Unterhaltung. Zuerst verhalten sie sich ruhig, rauchen, machen einige Witze und erzählen dann Räuber-, Geister- und Einbrechergeschichten, die bei den jungen Mädchen Furcht und Angst erwecken. Zur Abwechslung ertönt ein Lied, dann ein Vierzeiler; alles Trennende verschwindet, man spürt den Gemeinschaftsgeist, der auf dem Lande noch einen erzieherischen Wert ausübt.

Die Mutter nimmt immer neue Federn heraus, legt die geschlissenen in einen Sack und beobachtet genau die Arbeitsweise der einzelnen Schleißer; nie tadelt sie einen nachlässigen, sie sagt nur: „Gut und ordentlich schleißern, sonst schimpfen die Erben über uns, wenn wir im Grabe ruhen!“ Niemand darf husten oder hellauf lachen, sonst fliegen die Federn durcheinander. Da tritt ein Bursche zum Tisch, weil er eine „Stoßfeder“ in dem Haufen suchen will; er bringt ihn durcheinander, findet nichts und setzt sich wieder auf seinen Platz. Doch, was ist das? Im Federnhaufen wird es lebendig, ein Sperling schlägt mit den Flügeln, daß die Federn umherwirbeln und fliegt in der Küche umher. Alles lacht und schaut auf den Missetäter, der vergebens den Unschuldigen spielt.

Unbemerkt hält ein Mädchen eine leichte Feder in die Nähe der Lampe; fliegt sie fort, so weiß es, daß der Schatz noch munter ist und seiner gedenkt. Fällt die Feder zu Boden, so ist es ein Zeichen, daß er schon schläft. Das alles geschieht unauffällig, weil es sich nicht verraten will. Doch einem Burschen entging nicht das Orakel und er singt sofort: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der ich etwas weiß.“ Ein Mädchen sucht vergeblich die Zuckerln, die es in einem Papiersackerl versteckt hatte. Ein Bursche bemerkt dies und fragt rasch den Kameraden: „Fritz, haben die Zuckerln geschmeckt?“ Nun weiß das Mädchen, wer die Näscherei erbeutet hat, doch spricht es kein Wort darüber.

Da findet eine Frau eine „Stiftlfeder“ (d. h. die nicht ausgewachsen ist auf der Brust der Gans). Sofort gibt sie dem Nachbarn einen leichten Rippenstoß, der von jedem Schleißer weitergegeben wird, bis alle im Kreise drangekommen sind. Wer eine „Bußlfeder“ erwischt, drückt sie dem Nächsten in die Hand; soviel „Gabeln“ die Feder hat, soviel Küsse müssen gegeben werden; schon aus dem Grunde sitzt die Jugend beisammen. Die schönen Kielfedern legt man zur Seite, da sie in der Küche zum Schmieren der Pfannen verwendet werden. Die Gänseflügel benützt man im Bauernhofe als „Flederwisch“.

Vor der Erfindung der Stahlfeder gebrauchte man zum Schreiben die Gänsefeder. Meine Mutter schrieb in der Schule noch mit einer solchen. Zum Notenschreiben benützte man sie sehr gerne bis 1890.

Rückt der Stundenzeiger auf 11 Uhr, so wird die Arbeit beendet. Doch darf keine Feder in den Sack

zurückgegeben werden. Was auf dem Tisch liegt, wird fertig geschlissen, damit die Ganserln im Frühjahr gut wachsen. Die Bäuerin bringt dann ein Brot und eine Schüssel Äpfel. Jeder schneidet sich ein Stück Hausbrot ab und ißt dazu ein Obst. Nun schlüpft jeder in seine Kleider und tritt den Heimweg an. Der Tisch wird nicht in Ordnung gebracht, weil jeder trachtet, so schnell wie möglich „nach Bethlehem zu kommen“. Draußen stürmt und schneit es, der Wind rüttelt an den Fenstern und Türen - ein richtiges Wetter zum Federnschleißen.

Am nächsten Abend finden sich wieder alle ein; nie geht der Unterhaltungsstoff den Schleißern aus; sie wissen immer etwas, so daß man staunen muß, wie diese Frauen einen langen Winterabend anregend zu gestalten verstehen. Samstag und Sonntag ruht die Arbeit; der erste ist der Reinigungstag, der andere dient der Ruhe und der Erbauung.

Sind die Federn geschlissen, so erscheinen alle zum „Federhahn“; es ist dies eine Mahlzeit mit mehreren Gängen, je nach dem Reichtum des Bauern. Gewöhnlich erhalten die Schleißer zuerst Geselchtes, Brot, Erdäpfel und vielleicht Schnitzeln. Bei einem richtigen „Federhahn“ sollen soviel Gänge aufgetischt werden, als Schleißtage waren; wer einmal fehlte, bekommt von einer Speise nichts. Auf den Wein darf der Bauer nicht vergessen, ebenso auf einen Guglhupf mit Rosinen, in dem zwei mächtige Hahnfedern stecken, die sich fest schwingen und bis zum Tisch herabneigen. Plötzlich geht die Tür auf und die „Masker“ erscheinen. Es sind dies vermummte Burschen in Mädchenkleidern, die auch ihre Haltung und Stimme verändern, damit sie niemand erkennt. Die Mädchen tuscheln, lachen, stecken die Köpfe zusammen, aber verraten nichts. Die Hausfrau fragt sie im strengen Ton, ob sie einen Paß besitzen. Daraufhin zieht einer aus der Tasche ein zerknittertes und beschmutztes Papier heraus und erzählt recht ausführlich seine Erlebnisse und seine Vergangenheit. Dabei schneidet er auf und macht Witze, daß alle herzlich lachen. Die Bäuerin gibt ihnen dann von jeder Speise etwas, das sie in eine Tasche stecken. Mit einem „Schönen Dank!“ entfernen sie sich und verschwinden in der finsternen Nacht.

Die Burschen zeigen in einer Pause mehrere heitere Volksspiele: „Telephonieren“, „Gute Kameraden“, „Zug fahren“, „Stock schlagen“, „Schlacka spielen“, „Sterngucken“, „Ärmel abschneiden“ usw. Dazwischen erklingt ein Lied oder es spielt einer auf der Ziehharmonika eine lustige Volksweise.

Der „Federhahn“ ist ein Fest der Hofgemeinschaft, das Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf einige Stunden vereinigt; es ist der Lohn für die treue Mitarbeit und nachbarliche Hilfe, die der Bauer oft braucht. Er ist aber auch ein schöner Beweis der alten Dorfkultur, die es verstand, nach getaner Arbeit fröhlich zu sein.

In manchen Bauernhäusern werden die Federkiele verbrannt, andere werfen sie hinaus auf einen entlegenen Platz oder füllen damit einen Polster, der als Unterlage beim Sitzen benützt wird. Die geschlissenen Federn bewahrt die Bäuerin gut auf, da jedes Kind nach altem Brauch ein volles Bett erhält, wenn es das Vaterhaus verläßt und ein eigenes Heim gründet.

Früher mußte sie oft von Hausierern geschlissene Federn dazukaufen; denn da waren die Bauernfamilien kinderreich. Die Händler kamen aus Südmähren, dem bekannten Gänseland. Als „böhmische Bettfedern“ genossen sie einen guten Ruf, doch waren sie vielfach deutsches Erzeugnis.

Einige Tage spricht man noch von dem Federnschleißen und vom ausgiebigen „Federhahn“, lobt die Bauersleute wegen ihrer Freigebigkeit; dann macht sich der Alltag mit seiner gewohnten Arbeit geltend und läßt alles vergessen.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Februar 1947, Folge 2, S. 21 + 22